



Franziska Franz  
Norbert J. Rottensteiner

*Sara*  
und die Regentage

Roman

AAVA  
VERLAG

Franziska Franz & Norbert J. Rottensteiner

# **Sara und die Regentage**

Roman

Leseprobe

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: bykst-pixabay-rain-924286

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2382-6

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2383-3

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2384-0

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2385-7

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

**AAVAA**  
VERLAG

# **Inhalt**

I. Unlimited

II. Karambolage

III. Die Stadt

IV. Pläne

V. Eine Liebe in Wien

## **I. Unlimited**

### **Sebastian**

Die Tropfen erzeugen ein lautes, klatschendes Geräusch, prallen sie auf die kalten Fensterscheiben. Wie lange wohl hat es schon nicht mehr geregnet! Die Hitze- geplagte Stadt erneuert sich, kräftigt sich, verwandelt ihr Erscheinungsbild im Nu, als stünde ich inmitten der prasselnden Wassermassen in einer völlig neuen, mir unbekanntem, geheimnisvollen und verlockenden Neustadt.

Passanten hasten vorbei. Alte Männer ziehen ihre Hüte ins Gesicht. Klappernde Stöckelschuhe finden verwegene Wege an den großen Pfützen vorbei, Bremslichter stehender Autos verschwimmen in den Wassermassen und lassen für kurze Augenblicke kräftig leuchtendes Rot zurück.

Ein typischer Wiener Frühlingstag. Griesgrämige Gesichter, kalter Wind aus Westen, riesige Pfützen, Rinnsale, laufende, fluchende, schimpfende Menschen.

Ich beschleunige meine Schritte, schaffe es jedoch nicht, mich vor dem beharrlich heftiger werdenden Regenguss zu schützen. Mittlerweile ist mein Oberhemd patschnass und klebt an meiner Haut. Fühlt sich kalt und unangenehm an.

Endlich steuere ich die *Johannessgasse* an. Diese schmale, enge Gasse führt direkt zur sattsam bekannten Einkaufsmeile namens *Kärntnerstraße*, die über die Grenzen der Stadt hinaus berühmt und geschätzt ist und tagtäglich von Horden von Touristen okkupiert wird. Dort, ja dort befinden sich auch die namhaften, großen, bekannten und berühmten Galerien, die Kunstoberklasse gleichsam. Meine kleine Galerie liegt dennoch im unmittelbaren Bereich des Touristensogs und so kann ich nicht klagen, da ich ab und an davon profitieren kann.

So, nun noch ein paar rasche Schritte, dann ist es geschafft! Vor der großen Glastüre liegt ein unansehnlicher Haufen Zeitungen, den der beständig herab prasselnde Regen unnachgiebig aufge-

weicht hat. Obenauf entdecke ich ein schmales Kuvert, auf dem dicke, blaue Tinte in alle Richtungen verlaufen ist. Mühsam kann ich eben noch meinen Namen ausmachen `Galerie Sebastian Reger`.

Ich niese.

Rasch hinein, Sebastian!

Anatols Krächzen empfängt mich. Anatol! Das einzige, was Sonja nicht mitgenommen hat, als sie sich auf und davon machte! Jeden noch so kleinen, unbedeutenden Krimskrams hat sie fein säuberlich eingepackt und aus unserer gemeinsamen Wohnung fortgeschafft, bloß dieses Riesenvieh, diesen schreiend- bunten Kakadu hat sie in der Wohnung zurückgelassen, einfach so! Verstehe das, wer will, ich kann es nicht, no way!

Erst mal war ich drauf und dran, den lärmenden, vorlauten rot-weiß gefiederten Riesen-Kakadu raus nach dem Wiener Bezirk *Liesing* zu bringen, wo sich das Wiener Städtische Tierheim befindet, doch irgendwie habe ich es einfach nicht über`s Herz gebracht. Sonderbar, mir war damals auf einmal, als guckte mich Anatol tief betrübt an, als

ich daran gehen wollte, den schweren Käfig in die Höhe zu bugsieren. Also habe ich es nicht getan, ich habe diese Ausgeburt von einem Vogel eben nicht ins Tierheim gebracht und habe danach lange Nächte, lange schlaflose Nächte und müde Morgen damit zugebracht, mich deshalb stundenlang als einen Narren zu bezeichnen, während Anatol fröhlich Geräusche in meine wüsten Gedankengänge platzierte.

Was tun?

Er musste aus der Wohnung gebracht werden, keine Frage! Meine Nachtruhe war und ist mir heilig! Schließlich tat sich eine Möglichkeit auf und im Nachhinein wunderte ich mich, dass mir diese fabelhafte Idee nicht schon eher in den Sinn gekommen ist. Kurzerhand schnappte ich mir den Riesenkäfig, bugsierte diesen samt Kakadu ins Auto, fuhr zu meiner Innenstadt-Galerie wo Anna, Studentin und Sekretärin in Personalunion sowie gute Seele der Galerie, augenblicklich die Hände über ihren Kopf zusammenschlug, als ich mit dem Federvieh in der Türe stand. Sie erbot sich, das schreckliche Tier bei sich zuhause aufzunehmen, doch ich wehrte entschieden ab.



Also fand sich in einer Ecke der Ausstellungsräume, nah an der Garderobe und dem Kunden-WC, Saal 4, ein passabler Platz, den Anatol mittels lauten und vernehmlichen Krächzen stürmisch begrüßte und in Besitz nahm. Seither steht der massige Käfig an Ort und Stelle, wird täglich frisch gereinigt, mit allerlei Knabbereien und sauberem Wasser ausgestattet und jeden Abend dann mit einem großen, weißen Tuch zugedeckt, was Anatol jedoch nicht daran hindert, unablässig seine Krächz-und-Knirsch-Geräusche zu fabrizieren. Das Überraschende allerdings ist, dass Kundinnen sowie Kunden Gefallen an dem grellen Vogel finden, was sich manchmal durchaus positiv auf meine Verkaufsstatistik auswirkt.

Eben also empfängt er mich.

„KRKK..KRAKKK...KRCHKKK....“

Ich schüttele mich und Wassertropfen perlen in alle Himmelsrichtung von mir ab.

„Mistwetter! Verdammtes!“, fluche ich.

Hinter mir wird die Glastüre energisch aufgetan. Ich drehe mich verwundert zur Türe und erblicke den Hausmeister, der schniefend und polternd eintritt.

„So eine Sauerei, verdammt! Sauwetter, Sauwetter, Sauerei!“, schimpft der klobige Mann in blauem Overall und steht jetzt nahe bei mir, mustert mich kurz und schnäuzt sich dann lange und ausdauernd in ein altes, schäbiges Stofftuch, das er aus einer der tiefen Taschen seiner Montur umständlich hervor kramt.

Dann legt er los: „Heute ab 12 Uhr dreißig wird Wasser abgestellt im ganzen Haus! Keine Ahnung, wie lange das dann dauern wird! Irgendwo ist ein Rohr undicht, die Suppe läuft schon durch die Wände! Die Woche fängt ja gut an, bravo!“

Ich nicke Zustimmung und blicke auf meine Armbanduhr, frage mich, wo Anna bleibt, denn dass sie zu spät käme, das ist eigentlich noch niemals vorgekommen und während ich noch auf das matte Ziffernblatt blicke, öffnet sich die Glas-türe mit Schwung und niesend und prustend stürmt meine Sekretärin in die Galerie, bringt Regentropfen von draußen mit, die ihr noch immer aufgespannter Schirm über den Hausmeister und mich verteilen.

„Puuuh!“, stöhnt sie und klappt den Schirm zu.

Der Hausmeister verwandelt sich auf der Stelle in einen galanten Charmeur, hilft Anna aus der

Jacke, bugsiert den nassen Regenschirm in den hohen Plastikständer, der im weiten Vorraum in der linken Ecke steht und ist hingerissen von Annas Erscheinung, die mit strahlendem Lächeln und gutgelaunt diesen trüben, nassen Morgen verzaubert.

Eigentlich hat Anna mit Galerien, also mit dem Kunstmarkt samt und sonders nichts zu schaffen. Sie ist eben dabei, ihr Studium der Publizistik abzuschließen, um bald bei einer Tageszeitung anzuheuern, doch hat sich Anna die letzten drei Jahre Teile ihres Studiums damit finanziert, dass sie Woche für Woche, manchmal vormittags, manchmal nachmittags in meiner Galerie arbeitet, welche Tätigkeit unter anderem auch Buchhaltung und Schriftverkehr beinhaltet, was die stets gutgelaunte Studentin bravourös meistert und ich mir mehr als einmal schon den Kopf zerbrochen habe, wie ich es anstellen soll, dass sie doch noch das eine oder andere Jahr anhängen möge, um mir und meiner Galerie zur Verfügung zu stehen.

Dass ich ihr wesentlich mehr Gehalt zahle, als in der Branche üblich, habe ich noch keinen einzigen Tag lang bereut. Sie ist umsichtig, klar strukturiert in ihren Arbeiten, höflich, zuvorkommend, flexi-

bel und belastbar, macht auch schon mal kurzfristig Dienst, wenn ich verhindert bin aus diesem oder jenem Grund, klagt nie, ist stets fröhlich und außerdem eine veritable Schönheit, die sozusagen der ideale erste Blickfang meiner Galerie ist und sie weiß das, und ich weiß das und sie weiß, dass ich das weiß.

In ihrer linken Hand hält sie eine große Rolle aus Pappkarton, die sie nun vorsichtig auf den breiten Glastisch stellt, der das Zentrum des Vorraumes bildet.

„Habe die Plakate geholt, Chef!“, sagt sie, lächelt und verschwindet aus unserem Blickfeld.

„Kaffee ist schon in Arbeit, Chef!“, höre ich sie aus den Tiefen der Galerie rufen.

„Sie haben`s gut, Herr Reger!“, brummt der Hausmeister, während wir beide noch immer den Duft von Annas Parfüm in der Nase haben, der sich langsam im gesamten Vorraum verteilt.

„Wie meinen Sie denn das?“, frage ich nach.

„Da würde mich das Arbeiten weiß Gott auch mehr freuen, hätte ich so eine Fesche an meiner Seite!“, stößt er hervor, grinst und jetzt boxt er mich gar in kameradschaftlicher, verschworener Art und Weise in meine Seite.

„Na ja....“, entgegne ich.

„Also, 12 Uhr dreißig, ja?“, sagt er und hat sich scheint` s endlich gefangen, obwohl er noch immer in die Richtung guckt, in die Anna verschwunden ist.

Endlich kann ich ihn aus der Galerie hinaus bugisieren, wobei er ständig wiederholt: „Also, 12 Uhr dreißig, ja? Also 12 Uhr dreißig, ja?“

Ich höre Geschirr klappern und rieche Kaffeeduft. Der trübe Montagmorgen schafft es nicht mehr, mir meine Stimmung zunichte zu machen, denn erstens kommt gleich der so sehnsüchtig von mir erwartete Kaffee und zweitens steht ein arbeitsreicher Tag vor mir, der sämtliche trübe Montagsgedanken im Nu verscheuchen wird.

Anna hat wohl Anatol schon abgedeckt, denn ich höre augenblicklich das bekannte `KRRR-KRAKKKK-KCHRRRRK`

Irgendwann werde ich den Vogel dennoch rauschmeißen, unke ich in mich hinein und bin bald am großen Tisch, setze mich und versuche den Schraubverschluss des überlangen Pappkarton-Rohres aufzudrehen, was mir erst beim vierten Versuch gelingt. Vorsichtig ziehe ich die große Papierrolle heraus.

Ganz schön schwierig das, stelle ich fest. Dann muss ich doch wieder aus dem angenehmen Lederstuhl hochkommen und entrolle endlich den Wulst an dickem, schwerem Hochglanzpapier. Umsichtig streife ich das erste Blatt glatt und bin begeistert. Ja, so, genau so soll das aussehen! Exakt so! Exakt!

## **Galerie Sebastian Reger**

### **Unlimited**

### **Nadeshda Simakova**

### **Neue Russische Expressionistische Malerei**

In der linken unteren Blattecke hat man das Porträt von Nadeshda platziert, auf der rechten Seite dann eine schöne, gelungene Aufnahme der Fassade meiner Galerie samt Schriftzug `Galerie Reger`, der in der Wiener Kunstwelt bekannt und etabliert ist. Blickfang des Plakates bildet aber unbestritten der große Ausschnitt aus Nadeshdas großformatigem Ölbild `Chained`, das düster,

dennoch farbintensiv, strahlend, grell aus dem Plakat heraus wirkt und wohl jeden Betrachter in seinen Bann zu ziehen vermag. Wenigstens auf mich macht dieses Bildarrangement jede Menge Eindruck.

Anna sucht eine freie Stelle auf dem breiten Tisch, findet endlich Platz und setzt die weiße Tasse duftenden Kaffees ab. Jetzt gucken wir beide gemeinsam auf das imposante Plakat.

„Wow!“, ist das erste, was ihr dazu einfällt.

„Gelungen, nicht?“

„Das will ich meinen, Chef! Sieht klasse aus! Wow!“

Dann hastet sie davon, ruft: „Ach Gott, die Karten!“

Ich schlürfe den wohltuend heißen, kräftigenden Kaffee.

Sie ist wieder da und zieht aus den Tiefen ihrer Handtasche ein dickes Paket hervor, das sie mir überreicht.

„Sind die Karten, Chef!“

„Danke, Anna! Na, dann wollen wir mal sehen, ob die auch so gut gelungen sind, wie?“

Anna nickt, guckt neugierig, während ich rasch das Paket öffne. Sogleich purzeln kleine, glänzen-

de Blätter heraus. Ich schnappe mir eines und lege es vor uns auf den Tisch.

„Fabelhaft!“, rufe ich spontan, euphorisch aus, „Ja, so kann man das gelten lassen, exakt so!“

Dann geniere ich mich ein klein wenig wegen dieses für meine Begriffe überbordenden Gefühlsausbruches und starre verlegen auf die kleinen Blätter im Hochformat, die ich als Einladung an alle Kunden der Galerie Reger verschicken werde und das ziemlich pronto, denn die Vernissage findet schon in zwei Wochen statt.

„Die sind wirklich gut geworden, Chef!“, bestätigt Anna meinen ersten Eindruck, dann ist sie schon wieder auf dem Weg zu ihrem Schreibtisch, der sich zwischen dem dritten und vierten großen Saal der Galerie befindet.

„Ach, Anna.....?!“

„Ja, Chef!“

„In einer halben Stunde, Raum 6! Wir müssen uns ja sputen!“

Das müssen wir in der Tat!

Die alten Exponate, die derzeit noch die hohen Wände der Säle zieren, müssen vorsichtig, heikel und umsichtig abgehängt, im Lagerraum sorgsam



und penibel verstaut werden, die freien, wartenden Flächen dann mit den Werken Nadeshdas versehen werden und das alles muss akkurat und exakt vor sich gehen, da darf kein Bild schief hängen, da darf kein Scheinwerfer falsch, inkorrekt eingestellt sein, da darf kein noch so kleines Missgeschick uns in die Quere kommen.

Mein Plan ist also, die sechs Säle meiner Galerie so umzugestalten, dass schließlich die komplette Galerie Reger ein einziges, farbiges, pralles, grelles, wunderbares Panoptikum aus Nadeshda Simakovas expressionistischer Zauberwelt werden soll.

So habe ich mir vorgenommen: Jeden Tag der Woche einen Saal umzugestalten, soll heißen, dass heute, Montag, Saal 6 an der Reihe wäre. Dienstags dann Saal 5 und so weiter.

Dreiundfünfzig Exponate schlummern gut verpackt im kühlen, wohl temperierten Lagerraum der Galerie, allesamt nummeriert und katalogisiert.

„Ja, Chef! Alles klar! Wir sputen uns!“, antwortet sie.

Bald höre ich, wie ihre Finger die Tastatur des Computer-Terminals in rasender Geschwindigkeit bearbeiten, während ich weiterhin fasziniert auf die prächtigen, vollen, satten Farben der Plakate blicke und mich erinnere, wie es dazu kam, dass ich dieses unentdeckte Juwel gefunden, diesen Glücksgriff getätigt habe, der eine junge, gänzlich unbekannte russische Malerin, die nur per Zufall in Wien gelandet ist, unter meine Fittiche, also genauer gesprochen, unter die Fittiche der Galerie Sebastian Reger geführt hat.

Meine Finger streichen über das erste Plakat, das auf dem dicken Stapel ruht. Meine Gedanken schweiften ab.

Damals, ja, damals.

Keinesfalls war es mir in die Wiege gelegt, dass ich eines Tages Besitzer einer Galerie sein würde. Mein Weg ging eigentlich in eine diametral entgegengesetzte Richtung. Nach einigen Jahren, die ich mit halbem Interesse und wenig Elan an der Universität zugebracht habe und folgerichtig das mehr aus Verlegenheit denn aus Tatkraft gesuchte Studium der Rechtswissenschaften noch vor Ablauf der halben Studiums-Dauer hinschmiss, versuchte ich mich daraufhin in diversen Berufen, als

da wären Immobilien-Makler, Taxifahrer, Rezeptionist in einigen Wiener Hotels, freier Journalist, Reporter bei einer auflagen-schwachen Tageszeitung, die bald ihr Erscheinen einstellte, schließlich noch in dem einen und anderen Berufsfeld, um irgendwann eines Tages, so ungefähr vor zehn Jahren, abends durch die dunkle *Johannesgasse* schlenderte und wie durch Zufall diese hohen Glasscheiben einer Galerie entdeckte, auf welchen große Plastikfolien angebracht waren, darauf Telefonnummer und Faxnummer eines Immobilienhändlers zu lesen waren, der also jenes offensichtlich leer stehende Objekt zur Vermietung, Verpachtung oder Kauf anbot.

Ich war augenblicklich elektrisiert, denn das ein Laden, ein Geschäftslokal in dieser exzellenten Ecke der Innenstadt frei und zum Verkauf stand, war ein Wink des Schicksals, keine Frage, ein Fingerzeig des Glücks. Ich weiß bis heute noch, wie furchtbar die Wartezeit sich gestaltete, die mich wie auf Nadeln gebettet ausharren und warten ließ, bis ich endlich den Makler an der Telefonstrippe hatte.

Also kann ich abschließend sagen, dass es purer Zufall war, der mich in die Kunstszene lockte.

Eigentlich war es aber vor allem auch die exzellente, fantastische Innenstadt-Lage, die mich sofort überzeugt hat. Das muss ja ein Geschäft werden, das muss ja, sprach ich mir damals mehrmals täglich gleichsam als Mantra vor, wenn sich die Verkaufs-Verhandlungen schwierig gestalteten.

Natürlich und vor allem sah ich und sehe bis heute in diesem Segment der Wirtschaft große Gewinnspannen, interessante Investments, denn sonst hätte ich mich niemals auf dieses Wagnis eingelassen, denn Risiko war jede Menge damit verbunden. Das fing schon an beim Feilschen um den Laden, (denn natürlich waren da noch jede Menge andere Interessenten an dem Makler dran, die locker beinahe jede Summe zahlen konnten), führte weiter über die unzähligen, lähmend langen, enervierenden Gespräche mit dem einsilbigen Kundenbetreuer bei meiner Hausbank, den ich in unzähligen Sitzungen mein Konzept schmackhaft machen musste, da ich keinesfalls in der Lage war, die geforderte Summe, welche ich zum Erwerb des Ladens aufbringen musste, alleine und aus eigener Kraft stemmen konnte.

Natürlich, mein Vater, meine Mutter haben mich fantastisch unterstützt und eine erkleckliche

Summe beigesteuert, die aber leider noch lange nicht ausreichte, um diesen Laden, der mehr und mehr mein komplettes Denken und Handeln bestimmte (obwohl er ja noch gar nicht in meinem Besitz war!), endlich mein eigen nennen zu dürfen.

Ich habe mich nebenher quasi intensiv mit anderen Galeriebesitzern angefreundet, und wenn Anfreunden sich nicht als Möglichkeit anbot, so dennoch alle namhaften Galerien Wiens mehrfach kontaktiert, besucht, wieder besucht und schön langsam ein fragiles Netzwerk aus Beziehungen, Namen und Gruppen gewoben, das sich im Laufe der Jahre mehr als einmal bewährt hat. Natürlich ist das oberste Gebot, diese heiklen Kontakte in ausgewogener Balance zu halten, denn selbstverständlich schwingt da im Hinterkopf stets der Gedanke mit, dass man es ja mit Konkurrenten zu tun hat, die alle am kleiner und kleiner werdenden Segment der reichen Kundschaft naschen wollen.

Langer Rede kurzer Sinn, die Bank zeigte sich schließlich einsichtig und räumte mir einen ausreichenden Kreditrahmen ein, der mich in die Lage versetzte, die alte Galerie zu übernehmen.

Und heute, hier und jetzt kann ich sagen, dass dies die beste Entscheidung meines Lebens war, wenngleich die ersten Jahre sich mehr als schwierig entwickelten und ich oft daran war, alles hinzuschmeißen, was ich im Nachhinein betrachtet glücklicherweise nicht getan habe.

So stehe ich also hier, streiche über das fabelhaft gemachte Poster meiner nächsten Ausstellung. Wie hat man mich unlängst in einer Wiener Tageszeitung bezeichnet...? *Wiens jüngster Galeriebesitzer! Sebastian Reger mischt den etwas betulich daher kommenden Wiener Kunstmarkt gehörig auf!* Und so weiter und so fort.

Jüngster Galeriebesitzer Wiens, das stimmt sogar, da ich mit meinen knapp zweiunddreißig Jahren nicht gerade wie der prädestinierte Wiener Galerist erscheine.

Versonnen blicke ich in die Farben von `Chaine`, die das Plakat dominieren.

Nadeshda also...

Plötzlich steht Anna neben mir.

„Ja?“

„Die Einladungen, Chef!“

„Pronto, Anna! Das hat Vorrang, unbedingt! Gut, Anna, gut!“, stoße ich hervor und reiche ihr den dicken Packen der kleinen Hochglanzkarten, darauf mit schönen geschwungenen Lettern das Wort *Ausstellung* steht. Im Prinzip haben wir hier das große Plakat quasi in Kleinformat gefasst, welches wir persönlich an unsere Stammkundschaft versenden.

„Alle anschreiben, Anna, ja?“

„Sicher, Chef!“

„Zeitungen, ach, ehe ich es vergesse, dem Fernsehen schicken wir diesmal auch eine Einladung, bitte den Doktor Heber anschreiben, ist wichtig Anna! Vielleicht schaffen wir es ja in die Kultur-nachrichten diesmal, wäre wieder hoch an der Zeit und, ja, schmier` der alten Kunstbanause ordentlich Honig um`s Maul, Anna!“

„Geht klar, Chef!“

Sie grinst.

„Das wäre was, meine Güte! Gleich nach den Hauptabend-Nachrichten, als Meldung im Kulturteil. Vernissage in der Galerie Reger. Hat Wien in Nadeshda Simakova einen neuen Stern am Kunsthimmel entdeckt? Und so weiter und so fort....Mensch, Anna, ran an den Heber, besser,

wir rufen den auch gleich noch an und teilen ihm mit, dass eine persönliche Einladung unterwegs ist, ja?“

„Also anrufen, Chef, ja!“

„Und alle, alle Stammkunden und alle, die jemals ein Bild gekauft haben bei uns oder durch unsere heiligen Hallen wandelten und deren Adresse wir noch irgendwo auftreiben können, Anna!“

„Setz` ich mich gleich dahinter, Chef!“

„Ach, Anna....!“

„Chef?“

„Sie ist wirklich gut, wirklich!“

„Ich weiß, Chef! Ich weiß!“

Nun blicken wir beide unisono auf die fantastische Farben-Welt der Nadeshda Simakova, bis ich mich endlich räuspere.

„Also ich fange dann schon mal mit Nummer 6 an. Du machst dich gleich an die Karten, später dann zu mir stoßen, alles klar, Anna?“

„Alles klar, Chef!“

Mit einem Lächeln im Gesicht verschwindet sie. Ich setze mich und schlürfe den inzwischen erkal-



teten Kaffee und erinnere mich allmählich an jenen Tag, der Nadeshda in mein Leben, in unser Leben, in meine Galerie brachte, an jenen Tag also, der dazu geführt hat, dass wir jetzt und hier und heute in rege Betriebsamkeit ausbrechen, da in nicht einmal zwei Wochen tout la Vienne sich hier in meiner Galerie die Beine in den Bauch stehen wird, um jene sagenhaft unbekannte russische Expressionistin ausgiebigst zu begutachten, zu testen, zu goutieren oder zu verteufeln, in der Luft zu zerreißen oder der Lächerlichkeit preiszugeben.

Jener Tag...

Ich habe es mir von Anfang an zur Gewohnheit gemacht, die geheimen, unkonventionellen Gelegenheiten wahrzunehmen, um auf Beutefang zu gehen. Es hilft dir als Galerist nichts, wenn du dorthin gehst, wenn du dort auftauchst, wo hundert andere Mitbewerber aufkreuzen und Ausschau halten, das habe ich schnell gelernt und verinnerlicht.

So schlendere ich beispielsweise einmal wöchentlich über die neu adaptierte sogenannte Kunstmeile entlang des Wiener Donaukanals, die man seitens der Stadtverwaltung in Anlehnung

wohl an die Pariser Szene rund um den Montmartre sich ausgedacht und sogleich im kahlen, dürren Ambiente des Donaukanals arrangiert hat. Doch der Vergleich hinkt gewaltig.

Ich war schon mehrmals in Paris gewesen, ich habe mich dort intensiv umgesehen, habe das Flair und den unvergleichlichen Charme und die beinahe an Besessenheit gemahnende Kunstszene ausgiebigst studiert, daher kann ich mit Fug und Recht behaupten, dass Wien hier keinesfalls konkurrieren kann mit seinen halbgaren Kunstprojekten, aber immerhin findet sich hie und da doch auch ein Rohdiamant unter der erdrückenden Vielzahl an Durchschnitts-Kunst.

Also ging ich interessehalber an jenem Donnerstag den Kanal entlang und sondierte das Terrain und wollte schon enttäuscht kehrtmachen, da diese Kunstmeile mittlerweile zu einer Art Hobby-Maler-Event verkommen ist, als ich diese junge Frau entdeckte, die in schäbigen, ausgewaschenen Jeans lässig auf einem Hocker lehnte und langsam an einer Zigarette sog. Lediglich zwei kleine Ölgemälde hatte sie an die dunkle Kaimauer gelehnt und zeigte weder Interesse an den vorbei strö-

menden Menschen, noch an irgendeinem anderen Geschehen rings um sie. Sie starrte auf den trüben, fade dahin ziehenden Wasserstrom, der ab und an ein Schiff trug.

„KRK-  
KKK...KRCHHHHK.....KRAAAKKKKK“

„Anatol!“, schimpft Anna.

„KRKKKK.....KRAAKKKKK.....KRKKKKK“

„Anatol! Sei brav jetzt! Anatol!“

Anatol hat ein Einsehen. Er wetzt seinen Schnabel an der Stange.

„Ach, ja, Anna, heute ab halb Eins gibt` s kein Wasser im Haus! Rohrbruch oder so etwas Ähnliches! Keine Ahnung, wie lange das dauern wird!“

„Ja, Chef!“

„Mineralwasser haben wir noch ausreichend, Anna?“

„Ich schaue gleich nach, Chef!“

„Ist gut, Anna!“

„KRRRRR.....KRCCHCHCKKKK“

„Anatol!“

Nadeshda...

Sie sprach beinahe akzentfreies Deutsch. Ich machte ihr Komplimente. Sie nahm es gnädig zur Kenntnis. Ich konnte meinen Blick nicht von diesen Bildern abwenden. Fantastische Farben, so intensiv und plastisch arrangiert, dass man vermeint, in eine geheimnisvolle, verborgene, mystische Welt einzutauchen.

Mit halbem Ohr hörte ich hin, als sie von ihrer Zeit an der Sankt Petersburger Kunstakademie sprach, als sie von der kleinen Wiener Wohnung erzählte, die sie sich mit vier Studentinnen teilte, als sie von ihren Mühen und Schwierigkeiten sprach, die ihr diese teure Stadt, diese für eine Malerin, eine Künstlerin, eine unbekannte russische Künstlerin viel zu teure Stadt sprach, als sie von ihren Aushilfs-Jobs und Aushilfs-Arrangements sprach, die sie Tag und Nacht in Beschlag nahmen und sie daran hinderten, ihre Kunst, ihre Bilder, ihre Welt zu entwerfen.

„KRRRRR.....KRKKKKK...KCHKRRRR“

## Sara

Der Regen prasselt an meine Fensterscheibe und lenkt mich ab. Ein grauer, windiger und kalter Tag. Na gut, der erste graue, nach einer Periode sonniger Frühlingstage.

Dennoch kann ich den Regen gerade nicht überhören.

Es hat keinen Sinn. Ich kann mich einfach nicht konzentrieren. Ich packe die Geige ein. Schon seit einer Stunde versuche ich mich einzuspielen. In zwei Stunden muss ich zur Probe. Also gut, dann eben für heute ungeübt.

Ich liebe *Verdi* und ich freue mich auf *Nabucco*, die Oper, die ab nächstem Monat auf dem Spielplan steht, mit *Mario Avello* als Dirigenten. Auf ihn und seine Arbeit bin ich sehr gespannt. Viel habe ich schon von ihm gehört und gelesen.

Das letzte Mal spielte ich diese Oper in München.

München ist meine Heimatstadt, aber vor einem halben Jahr bekam ich ein Engagement an die Wiener Staatsoper als Konzertmeisterin, welches ich liebend gerne angenommen habe.

Wie mein Vater zu sagen pflegt, wollte ich ja schon immer die erste Geige spielen.

Mag schon stimmen.

Es macht mich jedenfalls ziemlich stolz, mit nur einunddreißig Jahren diese Position inne zu haben. Und es ist mir eine außerordentlich große Freude, an einem der berühmtesten Opernhäuser der Welt zu spielen. Außerdem war Wien schon immer die Stadt meiner Träume.

Wenngleich ich sie erst einmal kennenlernen muss. Viel Zeit hatte ich noch nicht dazu.

Um jedoch alles, was ich als sehenswert erachte, kennenzulernen, bedarf es einiger freier Tage und Wochen, das ist mir bewusst.

Schon als kleines Kind begann strenggenommen meine Karriere als Musikerin.

Mein Vater ist Geigenbauer und spielt selbst natürlich auch leidenschaftlich gern.

Ich habe so oft dabei zugesehen wie dieses herrliche Instrument entsteht, dass ich vermutlich selber eine gute Geige bauen könnte. Dabei liegt die Betonung auf gut. Nicht mehr und nicht weniger.

Der Qualität dieses Instrumentes und dem Preis sind nämlich kaum Grenzen gesetzt. So ist meine

jetzige Geige ein wirkliches Prachtstück. Natürlich auch von meinem Vater gebaut. Eine der üblichen Mischungen aus Ahorn-, Fichten- und Ebenholz. Und tatsächlich auch aus Italien, wenn auch nicht aus *Cremona*, wo das Holz für die *Stradivari* hergekommen ist.

Nein, an eine *Stradivari* reicht sie nicht heran, meine Geige, bei weitem nicht. Aber welche Geige tut das schon? Ein kleines Vermögen ist sie dennoch wert.

Ich war fünf Jahre alt, als ich von meinem Vater eine Viertel-Geige bekam und eine Geigenlehrerin dazu. Ich war mächtig stolz darauf, wollte aber lieber eine Ganze-Geige haben.

„Die bekommst du, wenn du groß bist“, erklärte mir mein Vater.

Dabei ist die Viertel-Geige natürlich auch eine vollständige Geige. Aber man misst anhand der Unterarmlänge, wie groß oder wie klein die Geige sein muss. So können Kleinkinder mit zwei, drei Jahren schon mit einer Sechzehntel-Geige üben.

Mit dem Wachstum meiner Arme und natürlich auch dem des restlichen Körpers, der mir damals nicht so wichtig war, wechselte ich im Laufe der

Zeit von der Viertel zur Halben - und Dreiviertel-Geige, bis ich schließlich das langersehnte und für mich vollkommene Instrument bekam.

Meine allererste Geige war übrigens das schönste Geschenk, das ich je bekommen habe, keine Puppe hätte es je mit ihr aufnehmen können.

Und wie sie duftete! Noch heute fasziniert mich dieser Geruch; eine Mischung aus Holz, Lack und Kolophonium, ein aus Baumharz gewonnenes Produkt, mit dem man den Bogen einwachst. Es riecht nach längst vergangenen Zeiten und irgendwie märchenhaft.

Und wann immer ich spiele vergesse ich die reale Welt und fühle mich selbst wie verzaubert.

Von Anfang an übte ich viel und gern. Und vor allem übte ich nicht zu quietschen, sondern sorgsam mit dem Bogen über die Saiten zu streichen.

Wer jemals ein so wundervolles Instrument in Händen gehalten hat, weiß, wie sensibel es ist. Es reagiert wie ein Mensch auf jede Stimmung.

Gleich nach dem Abitur begann ich Musik zu studieren und nahm nebenbei auch Gesangsunterricht, und bald war klar, dass mich die Geige ein Leben lang begleiten würde. Ich war sehr ehrgeizig und spielte direkt nach dem Studium an der



*Bayerischen Staatsoper* vor, wo ich auch meinen ersten Vertrag bekam.

Sechs Jahre war ich dort engagiert und hatte mir im Laufe der Jahre ein recht breites Spektrum erspielt.

Wie es jedoch bei Musikern und Künstlern allgemein üblich ist, kommt irgendwann der Moment, an dem man gerne an einem anderen Haus spielen möchte.

Ich bewarb mich Anfang des Jahres in Wien und ein paar anderen Städten, wobei Wien mich eben besonders reizte.

Nur drei Wochen vor der neuen Spielzeit bekam ich schließlich den Vertrag.

Es musste dann alles sehr schnell gehen. Da ich Single bin, brauchte ich zum Glück auf niemanden Rücksicht zu nehmen.

Dennoch gestaltete sich die Wohnungssuche äußerst diffizil, auch wenn meine neue Behausung nicht groß sein musste und ja, auch nicht durfte.

Erschwerend hinzu kommt natürlich der Beruf des Musikers. Nicht jeder Vermieter ist gewillt, uns Künstlern eine Wohnung zu vermieten, aus Rücksicht auf die Nachbarschaft.

Schließlich bekam ich aber die Wohnung eines die Stadt wechselnden Kollegen im *fünften Bezirk, in Margareten*, einem echten Szenebezirk, wie er mir versicherte.

Vorenthalten jedoch hatte er mir meine Nachbarin, Frau Sommer. Eine Endsiebzigerin, die bevorzugt bei mir klingelt, wenn ich übe.

Nicht dass es sie störe, es sei nur so, sie habe gerade eben gehört, dass ich zuhause bin und da wolle sie mich nur bitten, ihren Nachmittagsschlaf zu berücksichtigen, da sie mal wieder des Nachts kein Auge zugemacht habe. Ihr sei bewusst dass die Mittagsruhe vorbei sei, doch appelliere sie an mein Verständnis. Schließlich habe sie versucht zwischen eins und drei zu schlafen, aber schließlich habe sie doch eine Schlaftablette nehmen müssen und die wiederum schwäche ihren Kreislauf nun einmal sehr. So dass sie nun unbedingt ihre Ruhe brauche.

„Komm du mal in mein Alter, da ist alles nicht mehr so selbstverständlich“, pflegt sie dann abschließend zu sagen.

Und an den guten Tagen: „Ach Kindchen, du spielst ja so schön, das sage ich auch immer der Margarethe, meiner Schwester. Ich rufe sie oft an und sage, Margarethe, hör nur, sie spielt wieder, wie ein Engel.“

*Na, ob sie das wirklich sagt?*

„Ein Segen, dass der Herr Werner, der vorher hier wohnte, nun raus ist. Der hatte sie nicht im Griff, die Geige, sage ich immer. Deshalb spielte er so ein modernes Zeug. Wahrscheinlich, weil man da die Fehler nicht hört.“

Dann kichert sie immer, die Sommer.

Aber mittlerweile habe ich mich an die Alte gewöhnt. Ich bringe ihr hin und wieder ein Sträußchen Blumen, das hebt ihre Stimmung und dann schläft sie auch besser.

Jedenfalls liebe ich diese kleine, aber wunderschöne Altbauwohnung, ob mit- oder ohne Frau Sommer. Ein echtes Schmuckstück und auch mindestens so teuer.

Ich wollte natürlich eigentlich möglichst nahe bei der Oper Wohnen, hätte zwangsläufig aber eine Bank überfallen müssen, um mir die Miete

leisten zu können. So fahre ich nun lieber knappe fünfzehn Minuten mit der U-Bahn, das ist weniger nervenaufreibend und schont den Geldbeutel.

Ja, wenn ich mich hier in meinen beschaulichen fünfundvierzig Quadratmetern so umschaue, wird mir bewusst, dass ich mich noch nicht recht um die angestrebte Gemütlichkeit gekümmert habe.

Bis auf ein schickes Bett, einen Schreibtisch, natürlich mit Stuhl, eine kleine Couch mit Tisch und natürlich meinen Notenständer, ist diese Wohnung recht spärlich eingerichtet. Zugegebenermaßen fällt das aufgrund ihrer deutlichen Überschaubarkeit nicht recht auf. Aber für einige Accessoires wäre schon noch Platz. So hängt weder ein Spiegel, noch ein einziges Bild an der Wand. Aber wie heißt es doch so schön, 'Gut Ding braucht Weil'.

Auch hatte ich noch gar keine Zeit, mich um ein paar soziale Kontakte zu kümmern, bis auf einige, mehr oder weniger flüchtige Bekanntschaften in der Oper eben.

Ja, ein bisschen fehlt mir mein altes Leben schon.

Auch meine Eltern haben mich hier erst ein einziges Mal besucht. Aber ich kann in meiner Woh-

nung schließlich niemanden unterbringen. Und die meisten Hotels sind recht teuer.

Ich schaue auf die Uhr. Jetzt noch schnell eine Tasse Kaffee, dann ab in die Oper.

Bevor ich gehe binde ich meine Haare zusammen, sie stören mich beim Spielen.

Nun wird es Zeit.

Der Regen ist jetzt stärker geworden und ich habe Mühe mich und meinen Geigenkasten, mit meinem Schirm vor dem Regen und den rücksichtslosen Passanten zu schützen, die mit mürrischen Gesichtern und eiligen Schritten den Weg ins Trockene suchen.

Bis zur U-Bahn Station ist es nicht weit und ich hätte es beinahe unbeschadet dorthin geschafft, wäre die Ampel nicht auf rot gesprungen.

Der *Mini Cooper* war zwar klein, die Pfütze, durch die er mit, eindeutig überhöhter Geschwindigkeit fuhr jedoch umso größer; ausreichend groß um mich und meinen Geigenkasten von oben bis unten mit schwarzem Schlamm zu bespritzen.

„Verdammt nochmal“, rufe ich. „Pass doch auf, du Kunstbanause.“

Ich ernte nichts, als mitleidlose Blicke der Umstehenden, die Frau neben mir scheint hämisch zu grinsen, während ich versuche mit einem Taschentuch erst den Kasten, dann mein Gesicht vom Schlamm zu befreien.

„Rührend, wie die Mutter zum Kind“, sagt irgend so ein Flegel.

Da ist mir meine Geige schon lieber als ein Kind, ich kann sie zwar zum Weinen und Schluchzen bringen, aber sie hört auch damit auf, wenn ich es will.

„Sie sind ja total durchnässt, Frau Wenzel“, sagt der Pförtner, sichtlich verblüfft über mein äußeres Erscheinungsbild.

Auf dem Weg zum Probenraum begegne ich Vera, sie sitzt im Orchester neben mir und zwischen uns bahnt sich gerade so etwas, wie eine Freundschaft an.

„Hallo Sara, was ist dir denn passiert, du bist ja ganz schwarz im Gesicht. Übrigens, der *Avello* dirigiert den *Nabucco* nicht, wir haben einen Gastdirigenten bekommen“, raunt sie mir zu.

„*Emilio Vargo* soll er heißen, habe ich gehört.“

Sie zückt ein Taschentuch.

„Komm mal her.“

Vera beginnt mein Gesicht abzutupfen.

„Danke. Und was ist mit dem *Avello*?“, frage ich.

Vera hebt zum Zeichen ihrer Ahnungslosigkeit die Schultern.

Das enttäuscht mich sehr. *Emilio Vargo*, der Name ist mir gänzlich unbekannt.

Dabei ist das doch mein Debüt an diesem Opernhaus.

„So ein Mist.“

„Mach dir nichts draus, dafür beehrt uns *Placido Domingo* gleich zweimal. Nämlich als *Nabucco* und als *Parsifal*.“

Darauf freue ich mich natürlich auch ganz besonders.

Während wir die Instrumente stimmen betritt *Vargo* den Raum, für die Vertretung *Avellos* gibt es keine Erklärung. Er spricht gebrochenes Deutsch, kommt aus *Bologna*, so sagt er, freut sich auf die Zusammenarbeit, reicht mir schließlich die Hand und die Probe beginnt.

Er führt das Orchester sehr einfühlsam und obwohl sich Musiker und Dirigent erst aneinander

gewöhnen müssen, hat dieser erste Tag bereits Spaß gemacht.

Für mich gibt es ein extra Lob, was mich natürlich freut.

Der Proberaum leert sich bereits, doch die Geiger bleiben sitzen. Vera erhebt sich und sagt: „Wir möchten dich, liebe Sara heute offiziell als Konzertmeisterin willkommen heißen, mit einem kleinen Umtrunk.“

Die Geiger klopfen mit ihren Bögen auf das Notenpult.

Ich erröte. Damit habe ich nicht gerechnet.

„Herzlichen Dank.“

„Wir dachten, es würde dich freuen, wenn wir jetzt gemeinsam zu unserem Stammitaliener gehen. Und sag bloß nicht nein, wir haben bereits reserviert“, fährt nun Vera fort. Wieder klopfen die Geiger mit den Bögen.

Ich willige gerne ein und erfahre, dass Vera das ganze Lokal gemietet hat für heute Abend. Und die Geiger sind fast vollzählig. Nur zwei Kolleginnen mussten aus familiären Gründen direkt nach Hause.



„Unser Stammtisch“, sagt Haruto, ein japanischer Kollege. Und zeigt auf den großen runden Tisch in der Ecke.

„Wir gehen oft nach der Vorstellung hier her.“

Allerdings bleibt heute der Stammtisch leer, da für uns eine lange Tafel vorbereitet wurde, an deren Kopfende ich Platz nehmen soll.

Der Abend ist wunderschön und ich stelle fest, wie froh ich bin, dass ich mich für Wien entschieden habe. So viele nette Kolleginnen und Kollegen. Die meisten leben schon seit Jahren hier.

„Bist du eigentlich verheiratet?“, fragt mich Vera, die zu meiner linken sitzt.

„Ich weiß eigentlich noch gar nichts von dir.“

Ich grinse.

„Nein. Ich hatte in München eine Beziehung, aber sie hielt nicht lange. Irgendwie haben Privatleben und Karriere bis jetzt nicht miteinander harmoniert, denke ich. Ist aber egal, ich bin ja eh mit meiner Geige verheiratet“, sage ich und kichere.

Na ja, das kann sich ja alles ganz schnell ändern“, mischt sich Werner ein, der offensichtlich zugehört hat und mich schon seit längerer Zeit mit Blicken verzehrt, wie mir aufgefallen ist.

„Momentan genieße ich meine Freiheit einfach zu sehr“, entgegne ich und trinke einen Schluck von dem köstlichen *Lugana*, den meine Kollegen bestellt haben.

„Wenngleich ich nicht ausschließen will, dass ich mich binden würde, wenn eines Tages der Richtige käme“, ergänze ich.

*Müsste schon ein Traumkerl sein, Sara.*

„Allerdings hätte ich ganz gerne ein Haustier. Aber Geige und Haustier ist wahrscheinlich zu viel für meine Nachbarschaft“, bemerke ich lachend.

„Ja, besonders, wenn es sich um einen Hund handeln sollte. Hunde heulen oft wie Wölfe, wenn man musiziert. Ich spreche da aus Erfahrung. Bin wegen unseres Familienhundes zuhause ausgezogen“, sagt Vera.

*Stelle mir gerade vor, was die Sommer sagen würde, wenn der Hund zur Geigenmusik jault.*

Bald werden die Gespräche wieder fachlich. Man fragt sich, warum nicht *Avello* den *Nabucco* dirigiert. Und man spricht über die Inszenierung.

Einige meiner Kollegen haben auch schon am *Bayerischen Opernhaus* gespielt und man unterhält sich über gemeinsame Erfahrungen, gelungene Inszenierungen, große Sänger, Intendanten und Musikdirektoren.

Brian, ein Brite, der vorher in einer kleinen Stadt in England engagiert war erzählt, wie bei einer *Così fan tutte* Premiere der *Guglielmo* von der Bühne gestürzt und neben der Pauke im Orchestergraben gelandet ist.

„Zum Glück ist ihm nichts passiert. Außerdem handelte es sich um eine Schlusszene und das Publikum reagierte auf diesen 'Einsatz' mit brüllendem Gelächter, schien es sich doch um einen gelungenen Regie Gag zu handeln.

Man weiß ja heutzutage nie. *Guglielmo* bekam am Ende *Standing Ovation*s und die Inszenierung beste Kritiken. Ich erinnere mich genau an die Überschrift einer bekannten Zeitung: '*Der Reinfall als Einfall*'“, erzählt Brian.

Auch wir brechen in schallendes Gelächter aus.

„Aber mal im Ernst“, sagt Eva, eine Wienerin, schließlich. „Ich habe lange gebraucht, um mich an die ultra-modernen Opern zu gewöhnen. Ist ja doch etwas anderes als beim Schauspiel. Schließ-

lich bleibt die Musik ja die alte. Also, wenn da plötzlich im *fliegenden Holländer* Mopeds über die Bühne fahren, ich weiß ja nicht. Ich finde es jedenfalls gewöhnungsbedürftig.“

„Und ich erinnere mich noch an eine *Aida*-Inszenierung“, sagt Peter, ein älterer Kollege aus Deutschland.

„Muss mindestens dreißig Jahre her sein, da tanzten Nackte über die Bühne. Der Regisseur genoss jede Tomate, die ihm nach der Premiere an den Kopf geworfen wurde.“

„Die Geschmäcker sind eben verschieden“, meint Vera. „Mich sprechen mittlerweile Opern mit wenig Kulisse, aber gelungener Regie sehr an. Man konzentriert sich viel mehr auf die Musik.“

„Auf jeden Fall werden uns die modernen Inszenierungen weiter begleiten. Und was hilft es uns, als mit der Zeit zu gehen“, sagt Haruto.

Fast jeder von uns erinnert sich noch an besondere und auch besonders lustige Vorkommnisse auf der Bühne und dahinter und gibt sie gerne zum Besten.

Ich lache und lache, wobei mir mein eigenes Lachen mehr und mehr wie ein Gackern erscheint.

Dennoch ist der Abend längst nicht zu Ende.

„Luft anhalten“, rät Werner auf dessen Schoß ich mittlerweile und aus unerfindlichen Gründen sitze. „Dann bekommst du deinen Schluckauf am besten in den Griff.“

Ich bringe es aber nicht fertig, da mir dauernd schwindelig wird, aber das versuche ich zu kaschieren.

„Mensch Leute, war das lustig heute. Ich freue mich, dass ihr mich hier so herzlich aufgenommen habt“, sage ich beim Abschied und stelle fest, dass ich meine Zunge nicht mehr ganz unter Kontrolle habe.

Ich hake mich bei Werner unter.

„Komm her, mein Bester. Bring mich nach Hause.“

Das lässt sich Werner nicht zweimal sagen und legt die Hand um meine Hüfte.

Ein seltsames Geräusch reißt mich aus dem Schlaf.

Äußerst lästig und durchdringend.

Au weh, mein Kopf. Ich reibe meine Schläfen. Wieder dieses schrille Geräusch. Wo kommt es bloß her?

Plötzlich wird es mir klar. Es ist mein Wecker. Meine Güte, wie spät ist es denn. Ich hebe vorsichtig den Kopf. Schon acht, ich muss dringend aufstehen. Ich richte mich auf, falle jedoch sogleich wieder auf mein Kissen zurück.

Oje, mir ist übel. Langsam besinne ich mich. Die Feier gestern.

Wie bin ich nach Hause gekommen? Mir wird ganz heiß.....Werner, er hat mich... gebracht. Und dann?

Ich zermartere mir das Hirn, meine Güte..., bitte nicht. Ich schaue mich in meinem Bett um. Nein, keine verdächtigen Spuren.

Das hätte mir gerade noch gefehlt.

*Sara, was hast du getan!*

Ja, wenn ich das bloß wüsste. Was sollen meine Kollegen nun von mir denken. Ich bin doch mit Werner weggegangen, oder? Fragte ich ihn nicht, ob er mich nach Hause bringen kann?

*Du bist Konzertmeisterin, Sara, so etwas gehört sich nicht.*

Stimmt schon. Aber was..., was ist passiert?

Ich stehe auf, wanke ins Bad, stelle mich unter die Dusche.

Eiskaltes Wasser läuft über meinen Kopf. Ich stoße einen Schrei aus. Nicht nur wegen des Wassers, auch wegen des Nachthemdes, das ich vergessen habe auszuziehen.

„So ein verdammter Mist“, fluche ich.

Irgendwie gelingt es mir meine Haare zu trocknen und mich anzuziehen. Ich setze mich mit einer Tasse Kaffee auf die Couch. Langsam kommen die Erinnerungen zurück. Unsere Gespräche. Es war sehr lustig. Und dann, irgendwann saß ich auf Werners Schoß.

Mir wird heiß. Und weiter?

Nichts zu machen. Ich weiß es nicht mehr.

Als ich eine dreiviertel Stunde später den Proberaum betrete, weiß ich kaum, wo ich hinschauen soll, so sehr schäme ich mich. Doch werde ich freundlich und respektvoll begrüßt. Zumindest lässt sich niemand etwas anmerken.

Zum Glück.

Werner erhebt sich, eilt auf mich zu.

„Hallo, schöne Sara, wie geht es dir, nach dieser Nacht? Ich habe heute meinen Kater mitgebracht, obwohl ich weiß, dass Tiere hier nicht gestattet sind“, er lacht.

„Kleiner Scherz. Aber ganz im Ernst, ich habe gestern eindeutig zu viel getrunken.

Dennoch war es sehr schön, findest du nicht?“, Werner strahlt vor Freude.

„Würdest du mir bitte für einen Moment folgen“, sage ich leise und gehe zur Tür.

Werner tritt hinter mir her.

„Also, ähm“, stottere ich.

„Ich..., ja, der Abend war sehr nett, aber, na ja, ich weiß ja nicht, was du mit Nacht meinst.“

Werner lächelt vielsagend.

„Na ja, es wurde doch recht spät, nicht wahr?“

„Ja..., ha, ha, und ich bin natürlich froh, dass du mich nach Hause gebracht hast. Hast du doch, nicht wahr?“

„Soll das etwa ein Scherz sein, weißt du das denn nicht mehr? Böses Mädchen.“

Werner macht ein empörtes Gesicht.



„Doch, ähm ja, na ja,....., nein, wenn ich ehrlich sein soll! Und jetzt muss ich dir etwas erklären“, sage ich entschlossen.

„Was auch immer da passiert ist, ich weiß es nicht und wenn etwas passiert ist, hätte es nicht passieren dürfen, Ich meine, ähm, falls da was passiert ist, habe ich mich deutlich ausgedrückt?“

„Einigermaßen. Sara, ich bin genau bis zu deiner Haustür gekommen. Ich meine, dorthin habe ich dich gebracht. Natürlich wollte ich dich nach oben bringen, ich meine, ich hatte dich wohl missverstanden, dachte du wolltest etwas mehr oder so. Jedenfalls wurdest du plötzlich sehr ärgerlich. Sagtest, wenn ich nicht augenblicklich verschwände, würdest du die Polizei rufen. Na ja, da ging ich eben. Und, bin ich dir deswegen etwa böse? Nein.“

„Das ist natürlich ziemlich nett“, sage ich erleichtert.

„Ich meine, dass nichts passiert ist und...ähm ja, dass du mir nicht böse bist. Ich sollte vielleicht besser keinen Alkohol trinken.“

Ich hüstele verlegen.

Werner lächelt verschmitzt.

„Ach, das ist doch kein Problem, ich fand dich sehr amüsanter und auch ziemlich sexy, zumindest als du mich geküsst hast.“

„Was? Ich habe dich geküsst?“

Werner setzt ein breites Grinsen auf.

„Nein. Das hast du nicht, ich wollte dich nur ein wenig ärgern. Aber du weißt ja, was nicht ist, kann noch werden.“

**Ende**

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)